

Der Tau.

Dem Polnischen nachgezählt von St. Goldenring.

„Wie ist Ihr Vorname?“ „Rosa.“ „Und Ihr Familienname.“ „Derz.“ Der Künstler nahm ein feines Bildchen vom Tisch und schrieb auf die Vorderseite, wie es gewöhnlich gewünscht wurde: „Fräulein Rosa Derz.“ und darunter in unleserlicher Schrift seinen Namen. Das war eine Auszeichnung; gewöhnlich setzte er nur sein Autogramm hin, und zuletzt war er auch dessen überdrüssig geworden. Seitdem sein Name berühmt geworden, mußte er Hunderte von seinen Bildern an die verschiedensten Verehrerinnen schicken, die ihn mit dieser Bitte in allen Städten, in denen er spielte, besuchten. Da gab es junge und ältere, hübsche und minder hübsche. Viele kamen zu ihm, von Ehrgeiz und wilder Neugierde getrieben, von dem Wunsche befeuert, mit einem Menschen in Verbindung zu kommen, auf den wenigstens ein glanzvoller Ruhmesstrahl gefallen war. Er erkannte diese Frauen auf den ersten Blick. Dieses Mädchen glich ihnen nicht. Vielleicht brachte er ihr deshalb soviel Wohlwollen entgegen. Während er das Bild hin und her bewegte, damit die Tinte trocknete, fiel sein Blick wohl zum tausendsten Mal auf sein Konterfei, und er wunderte sich im Innern, daß diese fremden Züge die seinen waren. Gütlich überreichte er die Photographie dem in verlegener Erwartung vor ihm stehenden Mädchen. Als sie das Bild nahm, bemerkte er die Spitze ihres Zeigefingers, die aus dem zertrennten Handschuh hervorschimmerte. Er war seltsam geführt. Sie bereitete sich, zu gehen, indem sie ihm ungewandt dankte, und seinen Blick vermißte, er aber beobachtete aufmerksam, als erinnere er sich an etwas, ihre eiligen, etwas edigen Bewegungen. In dem matten, zerstreuten Tageslicht, das hinter den Fenstern leuchtete und nachdenklich auf den durchsichtigen Alltagsstoffen und den abgenutzten Samtmöbeln des Hotelzimmers schimmerte, erschien ihre schlanke, aber ziemlich große Gestalt fast kindlich. Sie war ärmlich gekleidet, aber das liebliche zarte Gesicht mit den nachdenklichen Augen ließen das dunkle, einfache Jäckchen und den runden, ungarisierten Hut hübscher erscheinen. Der Künstler hatte die Empfindung, als erinnere ihn das Mädchen an längst Vergangenes. Er wollte sie noch gern ein wenig aufhalten und fragte: „Sie sind wohl noch sehr jung? Kaum siebenzehn Jahre?“ „Ja, bin achtzehn.“ „Sind Sie Jüdin?“ „Ja.“ „Ihnen hat mein Spiel also gestern gefallen? Spielen Sie auch selbst?“ „Ja, ich studiere Violine.“ „Sicherlich sind Sie begabt. Die Jüden sind ein musikalisches Volk.“ Und plötzlich, ihm selber unerwartet, entriß sich ihm vor dem ärmlich gekleideten Mädchen die ärgerliche Klage: „Die Presse ist heute mit meinem Spiel unzufrieden. Sie bewundern meine Technik oder, wie sie es nennen, meine Virtuosität, aber sie werfen mir Gefühllosigkeit vor.“ Das Mädchen schweigend und wunderte sich im Stillen, daß der große Künstler den Reizungsberichten eine solche Bedeutung beimah. „Ihre Meinung noch?“ fuhr er fort, „mühte ich Tränen auf die kalten Wangen, aber ich bin kein Scharlatan, ich bin ein Künstler. Was ist Gefühl? Wenn ich alle Feinheiten, alle Nuancen des Stüdes wiedergebe, und mein Spiel dennoch gefühllos wirkt, so liegt das nicht an mir, sondern am Komponisten.“ Er sprach gereizt, aber aus seinen Worten drang eine ihn quälende Unsicherheit. Unwillkürlich öffnete er auch dem Mädchen die Augen für den tatsächlichen Reiz seines Spiels, der ihr kaum aufgefallen war, da seine Technik sie geblendet hatte. „Einst hatte auch der Künstler anders gedacht, als er jetzt sprach, aber der große Erfolg hatte die hervorragende Eigenschaft des Künstlers, wenn nicht vernichtet, so doch unterdrückt. Die Kritik begann in letzter Zeit immer häufiger darauf hinzuweisen. Aber das Schicksal ebnete ihm seinen Weg immer mehr, und verwandelte die eisten Wollen in künstliche, die zwar der Dornen, aber auch der Seele entbehren. So erhebt es den Künstlern oft, bis die Verehrung sich des untergehenden Talentes erbarmt und ihm ein echtes Blümen-gewirk, das ihn bis auf Blut zu stehen vermag und für einen Augenblick auch echten Schmerz empfinden läßt.“ Am wenigsten dachte Rosa Herz daran, als sie den Künstler um sein Bild bat. „Warum eilen Sie so?“ fragte der Künstler und versuchte, das Mädchen zu längerem Verweilen zu veranlassen.

„Ich muß meine Freundin begleiten, die heute mit dem Emigrantenschiff nach Amerika abreist.“ „Wer sind denn die Emigranten? Juden? Warum wandern sie nach Amerika aus?“ „Warum? ...“ Sie richtete ihre weitgeöffneten, stillen Augen auf ihn, auch ihre Lippen öffneten sich vor Staunen. „Wissen Sie wirklich nicht, warum?“ „Ich habe wohl etwas darüber gelesen, aber das muß doch alles übertrieben sein. Uebrigens habe ich mich um jene Geiselnisse nicht bekümmert. Wir Künstler müssen alles von uns fernhalten, was unserer Kunst schaden könnte. ... Und welchen Zweck hat es, sich in fremdes Leid zu vertiefen, da wir doch keine Abhilfe schaffen können?“ Sie wurde bleich, senkte den Kopf und stammelte: „Weil viele so denken, werden wir verfolgt, geschlagen, gequält und getödtet. Wofür?“ „Für?“ Sie erhob nun den Kopf, betrachtete ihn mit heißem Blick und fuhr fort: „Wir müssen unsere Heimat verlassen und in fremden Ländern Rettung suchen.“ Ihre vor Erregung bebende Stimme brach ab; angefüllt ihrer zarten schwachen Gestalt erschienen ihre Worte wild und unnatürlich. Sie wandte sich zur Tür. Eine Unruhe befiel ihn, es könnte jemand diesem Kinde ein Leid antun und er fragte: „Darf ich mitkommen?“ Mit verlegenen Blick betrachtete sie ihr ärmliches Kostüm. Er verstand sie, zog seinen alten Mantel an, setzte statt des Zylinders einen weichen Hut auf und ging mit ihr zusammen fort. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Die Flucht aus Verdun.

Ein in Paris eingetroffener „Maasbewohner“ erzählt im „Journal“: „Ich bin adgerest, so wie Sie mich hier sehen, denn alles, was mein Eigentum war, liegt begraben unter den Granaten. ... Was die Verdun-Flucht von Verdun in diesen Tagen erlebt hat, war eine Ueberschuldung. Wir hatten in die Verteidigung der Festung solches Vertrauen gesetzt, daß selbst diejenigen, welche bei der ersten Beschießung der Stadt schleunigst die Flucht ergriffen hatten, inzwischen wieder zurückgekehrt waren. Der Sonntag der vorigen Woche verlief in größter Ruhe, aber als man dann am Montag feststellte, daß ein Haufen von Eisen und Feuer methodisch, in Zeitabständen von drei zu drei Minuten, auf Verdun niederproffelte, mußte man sich bald jagen, daß es sich diesmal um einen sehr ersten Angriff handelte. Die Frauen und Kinder waren bereits in Sicherheit gebracht; wir hatten für diesen unseren lebenden Schatz in den Keller-räumen eine Luftschicht bereit; als aber auch diese Schutzhorte unsicher zu werden begannen, begaben wir uns alle, trüber Ahnungen voll, unter den Säug der biden Mauern der Zitadelle. Sie dürfen aber nicht glauben, daß die Straßen darum öde und verlassen gewesen seien: viele Leute, besonders alte, klammernten sich verzweifelt an den Schuttschutt, unter dem sie geboren waren, und das Zeug ihrer kleinen Freuden und großen Leiden gewiesen ist; sie wollten von diesen Mauern auch nicht einen Schritt weichen und hielten zu ihnen, wie Fleisch und Knochen zusammenhalten. Ihre Hoffnung wurde auch nicht einen Augenblick lang erschüttert. Unmählich aber wurden die vom Unheil bedrohten Stadtteile unbewohnbar. Wie soll ich Ihnen unseren traurigen Auszug aus der Stadt, der beim unheimlichen Lichte der Feuerbrünste vor sich ging, schildern! Wenn das Geschützfeuer nachließ, drang den Flüchtlingen ein anderes Getöse in die Ohren; das betäubende Gekolter der einstürzenden Mauern, und es war wie ein düsteres Lebewohl, das einem die leblosen Dinge nachriechen. Die ganze Nacht von Montag auf Dienstag hatte das Donnern der Geschütze genau so fortgedauert wie am Tage. Die Militärverwaltung tat alles, was in ihrer Macht lag, um den Flüchtlingen etwas warme, kräftige Nahrung zu verschaffen. Vor allem sorgte man für die Frauen und die Kinder. Eng aneinandergepreßt sah man Unglückliche, die sich um das Schicksal eines zur Front entwandten Vaters, Gatten oder Bruders sorgten, sich gegenseitig vertrauliche Mitteilungen machten und sich von ihren Knechten und ihrem Kammerer erzählten, um dann einander Trost zuzusprechen. Es gab keinen Stachelgeist, keine gesellschaftlichen Unterschiede mehr, und Altersunterschiede schienen auch vergessen zu sein. Ich erst dann, wenn man von allem entblößt ist, kann man von einer wahren Gleichheit reden.“

Was für eine Schule ist doch ein solcher Krieg! In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, gegen drei Uhr morgens, konnten wir uns endlich von dem Orte, der einst Verdun war, entfernen; etwa 10 Kilometer von der Stadt stand ein Eisenbahnzug, der uns aufnahm. Neben mir im Wagen dritter Klasse saß ein junger Burche aus Malancourt; er war am Anfang des Krieges verwundet und als kriegsuntauglich in seine Heimat zurückgeschickt worden. Und nun mußte er sich wieder entfernen. ... Das ist der Krieg! ... (2)

Alkoholbekämpfung in Rußland.

Gutes soll man auch bei den Feinden anerkennen. Wie Ludwig Queffel in den „Sozialistischen Monatsheften“ feststellt, ist es von den uns feindlichen Ländern gerade Rußland, dessen Kultur hinter der der Weimacht so sehr zurücksteht, das aus Anlaß des Krieges in eine Alkoholbekämpfung eingetreten ist, die wohl über den Krieg hinaus eine wohlthätige Wirkung auf das russische Volksleben ausüben wird. Das absolute Alkoholverbot vom 30. Juli 1914 war allerdings lediglich als eine militärische Maßnahme während der Mobilmachung gedacht, um diese sicherzustellen und zu beschleunigen. Aber in der russischen Gesellschaft wurde eine so starke Propaganda gegen die Wieberzulassung des Alkoholverkaufs entfaltet, daß die Regierung sich genötigt sah, schon am 4. September 1914 die berühmte Verordnung zu erlassen, die den Verkauf alkoholischer Getränke „bis zum Ende des Krieges“ verbietet, und schon einen Monat später antwortete der Zar einer Abstinenzvereinigung, die ihn um die Aufrechterhaltung des Alkoholverbotes auch nach dem Kriege gebeten hatte: „Ich habe mich bereits dafür entschieden, den Verkauf von Wodka durch den Staat für immer zu unterbinden.“ Die Verhinderung der russischen Alkoholindustrie, sich dieser allgemeinen Strömung für völlige Abstinenz entgegenzustellen, blieben zunächst vergeblich. Ob freilich diese Strömung auch heute noch dieselbe Kraft hat wie im ersten Kriegsjahr, ist schwer zu sagen. Viele Erscheinungen sprechen dagegen. Immerhin werden die früheren Zustände in Rußland nach dem Kriege kaum wiederkehren — hat doch der Finanzminister Barz in der Budgetkommission feierlich erklärt, daß alle Gerichte, die der Regierung die Absicht der Wieber-einführung des Verkaufs von Alkohol nach dem Kriege zuschreiben, unbegründet sind. Eine solche radikale Umwälzung konnte natürlich nur durchgeführt werden, weil schon vor dem Kriege die Abstinenzbewegung eine gewaltige Kraft erlangt hatte. Schon am 31. Januar 1914 hatte sie den Erfolg zu verzeichnen, daß eine kaiserliche Verordnung die Schließung der Branntweinläden überall zuliess, wo die Mehrheit der Bevölkerung es verlangte. Darauf mußten z. B. im Gouvernement Nischni in kurzer Zeit von 391 Verkaufsstellen nicht weniger als 309, also 79 v. H., geschlossen werden.

Notizen.

- Musikchronik. Der letzte Kammermusikabend des Steiner-Rothstein-Quartetts im Lessing-Museum Mittwoch, den 8. März, bringt Mozarts Streichquintett in G-moll und das Streichquartett von Brahms, ferner sechs Lieder von Hugo Raum.
- Kunstankäufe der Stadt Berlin. Die Kunstkommission der Stadt Berlin hat aus der Gesamtsammlung des jüngst verstorbenen Berliner Tier- und Landschaftsmalers Oskar Jenzel für die künftige städtische Galerie zwei hervorragende Werke erworben: „Im Abendlicht über eine braune Heide heimkehrende Kuhherde“ und „Wulle im Stall“.
- Frank Marc, der Expressionist, ist, wie aus Mündten gemeldet wird, gefallen. Seine Bilder sind hier in Berlin wiederholt gezeigt worden (zuletzt vom „Sturm“). Sie berechtigten nicht nur zu der Phrase: daß sie Hoffnungen erweckten, sondern sie waren z. T. schon erfüllte Hoffnungen. Von den jüngeren Malern, die neue Wege suchten, war Marc der am meisten reife. Seine Bilder hatten Bildwirkung, und sein stark dekoratives Talent wirkte sich in der von ihm gefundenen Form aus.
- Der Kamererjak. Auf das mit 15 000 M. bedachte Preisauschreiben des Vereins deutscher Ingenieure für einen Arm-erjak sind 82 Sendungen eingegangen, von denen 60 den Anforderungen des Ausschreibens entsprachen. Der verlangte Arm-erjak sollte für Amputationen in jeder Höhe bis mindestens zur Mitte des Oberarmes bei unverletztem Schultergelenk den Träger so möglichst vielen Arbeitsverrichtungen in den Werkstätten der mechanischen Industrie befähigen. Unter den Einwendungen sind recht beachtenswerte Konstruktionen vorhanden, die Anlässe zu fruchtbarer Entwicklung enthalten. Von der Erteilung des ersten Preises wurde aber abgesehen.

Der Gang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel. Hassan Muharram.

Es gibt einen jungen Aegyptier; er trägt sich modisch mit etwas anfruchtsvoller Eleganz; er hat einmal, wie man sagt, seinen früheren Namen — einen schwer auszusprechenden und lächerlichen Fellenennamen — gegen einen hübscheren eingetauscht und nennt sich gegenwärtig Hassan Muharram. Gelegentlich trifft man ihn bei Shepheard's, wo seine dunklen, schmachtenden Augen stets ein leicht befangenes Interesse europäischer Damen erregen. Eine Marfeilerin, die ihre Betätigungssphäre Jahr für Jahr auf Kairo auszu-dehen pflegt, hat sich ihm an den Hals geworfen. Es ist eine schwaghafte Brünnette ohne Haltung, die sich leicht betrinkt und ihre teureren Toiletten nach wenigen Tagen zerschanden trägt. Er führt sie zuweilen in die Sphingbar, den jetzigen Tummelplatz der Spekulanten nach Börsenschluß. Diese Bar hat an Bedeutung gewonnen; sie ist eine Schacherhöhle größten Stils; sie gärt von Geld; die Gesprächsbrandung schlägt auf die Straße, und nie erträumte Zahlen, heiser herausgeschrien, plagen aus ihrem von Weiber-dunst und Tabakrauch erfüllten, rötlichschimmernden Inneren hervor. Hier ist die Nachbörse, hier werden die Makler be-schürt, hier wechseln die Papiere ihre Besitzer. Offensiv, die große Gewinnste gemacht, schütten den künstlichen Damen aus Coctailbechern die Pfundstücke in das Decolleté; Sekt wird nur noch fordbweise verlangt, und eine einzige großlebdende jubelnde Hymne dröhnt auf, die Hymne auf dies Land, das seinen ahnungslosen Kindern das Geld auf einmal scheffelweise schenkt; auf dies reiche Land, dies herrliche, fette Land, dessen Verwaltung nach europäischem Muster man nun selbst an sich reifen muß, um zum mindesten die Hälfte des Baumvollertrages in die eigene Tasche zu leiten! Ja, man zappelt vor neu entdecktem Patriotismus und schwelgt darin! Hinter dem Holzgitter knobeln junge Offiziere der Okkupationsarmee um ein geschminktes Mädchen. Sie ist blond; ihr Kehlglächter schwingt zu oberst auf der Gesprächsbrandung

des ganzen Lokals. Das Gefüge ihrer Haltung ist völlig ge-lockert; sie degradiert sich und ihr kindlich-bergnüglischer Ge-schlechtseifer umfängt mit allumfassender Verschwendungslau-ne den ganzen Tisch, um dessen kupferne Platte sich sechs oder sieben blonde, gebräunte Köpfe drängen. Ein junger Aegyptier starrt hinüber auf das bepuderte drollig-pausbackene Profil, auf das kindliche Kinn, auf die ametystfarbenen Augen, die in Tränen schimmern — der Kopf dreht sich, verdeckt von einem großen grünblauen Strauß-ferberhut, in einer Lücke des geschützten Sitters, das die Tischsepariert, wie in einem Rahmen hin und her. Die Kapelle spielt That Mysterious Rag. Das fast rötliche Blond der Haare verfehlt ihn in dumpfe Ekstase. Raschalla! Es muß zu laufen sein, dies rötliche Blond, diese weiße Haut. ... Plötzlich dreht sie das Gesicht und sieht ihn an. Sie ist keine Kokotte mehr. Sie bricht mitten im Lachen ab. Sie avanciert in drei Sekunden zu dem, was sie ist: zu einer Engländerin, die es lästigt empfindet, von einem Orientalen angestarrt zu werden. Für einen Augenblick drehen sich auch die anderen Köpfe, und graue Blicke wandern hinüber. ... Ein Krampf spannt seinen Körper. Ein heulender Wut-schrei klangt in seinem Innern auf. Was berechtigt diese Hure, ihn so anzusehen? Nichts im Lokal hat sich geändert, kein Mensch hat dieses ganz belanglose Minenspiel wahrgenommen, diese gleichgültig kalte Kriegserklärung zwischen zwei Tischen; die Wastler, Kaufleute und Beden schreien weiter und lachen mit ihren albernem Papageiensimmen. Aber aus dem schlüchtigen Blick der Kokotte starren Janes, starren Percys Augen; und man empfindet, wie es die Regel will, den Tritt von der Kasse, der man wider Willen nachfriecht. ... Er bricht früh auf. Und zwischen seinen weihen, von leidender Wut entblößten Zähnen zischt es unablässig hervor: „Ja, Bint-chara! Ich werde dich kaufen! Du wirst klein werden, du Hündin!“ — Dabei ist es nicht einmal mehr ausschließlich dieses Mädchen, was ihm die Fassung raubt, sondern in dem keuchenden Selbstgespräch ist alles einbezogen, woran er sich je den Kopf blutig gerannt. ... Geld! Das ist die Lösung, und er wirft sich darauf, er knebelt es, er pflastert seinen Weg damit. ... „Ah, ihr sollt sehen, ihr sollt sehen. ... Verdammt sei eure Religion und dreimal verdammt euer ganzes Geschlecht!“ Er steht fassungslos im strudelnden Nachtverkehr unter

dem grellen Licht der Vogenlampen und redet mit bebenden Lippen und zappelnden Händen. ... Endlich beruhigt er sich, biegt in die Waga ein und verschwindet in der Not-Weg. ... Er unternimmt, um Strohmänner für eine neue Schein-gesellschaft zu ergattern, diskrete Rundgänge in der Garden-City. Das ist ihm ganz und gar nicht genehm. Er muß sich in einen Scheinpanzer stecken, muß kurz und sachlich reden, Handgesten tunlichst unterlassen und kalte, stählerne Blicke, zu Eis kondensierte Ablehnung in Kauf nehmen. Er hüllt sich in einen simpel geschnittenen Gehrock und drückt seine bewegliche Miene mit aller inneren Gewalt, allem Willen zur Vereinerung jenen Stempel auf, jenen maskenhaft unantastbaren Ernst gut fundierter Ausfichten, verquillt mit dem Schimmer edler Kulanz, die auch andere profitieren läßt, nur aus dem Grunde, weil sie notorische Ehrenmänner sind. ... Gelingt es ihm, die Frau des Hauses früher anzutreffen, so wird ihm der Sieg gelegentlich erleichtert. ... Zuweilen aber, nach einer erfolglosen Unterredung, die auf der einen Seite an der Stummelpeife vorbei und denkbar knapp, auf der anderen mit schier jammerlicher Red-seligkeit geföhrt worden ist, steht er wieder hinter der ver-schlossenen Tür; seine Augen werden groß, daß man das Bläuliche sieht, seine Hand zerfehrt in nervösem Wutkrampf den Prospekt und sein Herz gedenkt jenes früheren stahl-äugigen Knaben, der Fußtritte aus der Jugendzeit, der mora-lischen und der tatsächlichen, deren schmerzende Spuren er am ganzen Körper wiedererwachen fühlt. Und der vom Respekt nur verdichtete bleierne Haß rührt sich in beweglichen Auf-wallungen. ... Nächtelang liegt er wach und grübelt dem Zonfall nach, der ihm hinter buschig blonden, knapp geschnittenen Schamur-bärten hervor entgegenkollert; er grübelt dem Kehlglächter nach, der Bewegung irgendeiner weihen Hand, die vielleicht kurz zuvor einem Berliner mit der Reitpeitsche einen blutenden Striemen über das Gesicht gezogen. Ja, nur aus dem Innern, der Belebtheit, der Intelligenz so zugreifender, trainierter Finger ließ sich etwas herauslesen — denn das Ge-sicht blieb kalt; lächelte nicht und erboste sich nicht, weilte auf kurzem Klappfragen wie ein künstliches Steinmodell mit allen Merkmalen der Unnahbarkeit. ... (Fortf. folgt.)

